



FABRICE
HUMBERT

DIE
GESICHTER
DES
ETHAN
SHAW

ROMAN

ullstein 

Der Autor



Fabrice Humbert ist ein preisgekrönter Autor, dem sein literarischer Durchbruch mit seinem Roman *L'origine de la violence* (2009) gelang, der ein großer Publikumserfolg in Frankreich wurde und als Film adaptiert wird. Die Gesichter des Ethan Shaw ist sein achter Roman. Humbert lebt in ... und unterrichtet Literatur an ..

Das Buch

Ethan Shaw war das Idol jedes Jungen und der Schwarm aller Mädchen. Und er war der Einzige auf der Highschool in Drysden, dem sich der jugendliche Adam Vollmann freundschaftlich zugetan fühlte. Und dieser Ethan Shaw soll nun ein landesweit gesuchter Mörder und Vergewaltiger sein? Adam will es nicht glauben und fährt zurück in seine ungeliebte Heimatstadt, um die Wahrheit herauszufinden. Aber was ist die Wahrheit in einer Welt, in der jede/r jederzeit alles sagen und behaupten kann, in der es um Aufmerksamkeit um jeden Preis geht, um Quoten und Auflagen? Wie ist es möglich, zu der einen wahren Geschichte hinter all den Geschichten vorzudringen? Und wer schützt einen davor, auf der Suche nach der Wahrheit nicht selbst den Bezug zu ihr zu verlieren?

»Fabrice Humbert legt eine brillante Reflexion auf unser Verhältnis zu Erfundenem und Erzähltem vor, die er auf meisterhafte Weise mit einer spannenden Krimihandlung verknüpft.«

LE MONDE

Fabrice Humbert

Die Gesichter des Ethan Shaw

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

ISBN: 978-3-8437-2572-9

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Le monde n'existe pas* bei Éditions Gallimard, Paris

Kapitel 6: Alle Zitate aus: Sophokles: König Ödipus.

Aus dem Griechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Kurt Steinmann. Dietzingen Reclam 1986.

Kapitel 9: Alle Zitate aus: Gabriel Garcia Márquez: Bericht eines Schiffbrüchigen.

Aus dem Spanischen übersetzt

von Christiane und Curt Meyer-Clason. München dtv 1993.

© 2020 by Éditions Gallimard, Paris

© der deutschsprachigen Ausgabe

2021 by Ullstein Buchverlage GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: BÜRO JORGE SCHMIDT, München

Umschlagabbildung: © Thinkstock / Getty Images

Autorenfoto: Photo Francesca Mantovani © Editions Gallimard

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus.com

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht

unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

I

An jenem Abend sah ich meinen Jugendfreund Ethan zum ersten Mal wieder, überlebensgroß, völlig verändert und unzählige Male vervielfacht, blickte er mir von den Bildschirmen am Times Square entgegen. Jeder auf dem Platz starrte verblüfft auf das Konterfei des gesuchten Mannes.

Aber für niemanden in dieser gaffenden Menge war die Überraschung wohl so groß wie für mich. Von allen Seiten strömten die Bilder auf mich ein, auf sämtlichen Screens, über die sonst Filme und Werbung liefen, flimmerte Ethans Gestalt in Jeans und schwarzem T-Shirt. Sein Gesicht wirkte reifer, seine Züge kantiger, aber er war es, keine Frage, aus jeder Perspektive, eine abscheuliche Strecke belastender Fotos. Ethan Shaw, gezeigt, benannt und verurteilt.

Das Aufblitzen der Bilder in der seltsamen Black Box des Times Square, diesem Ort des Trugs und der Illusion, erdrückte mich. Ich war überwältigt von Ethans Riesenhaftigkeit und von den Hunderten Menschen, die ihre Blicke auf ihn richteten, ohne etwas über ihn zu wissen. Was hatte er getan? Wie hatte er zu *diesem Mann da* werden können?

Ich kannte Ethan Shaw. Seit sehr langer Zeit. Und ich verstand nicht – sofern der Verstand in solchen Momenten überhaupt das Sagen hat –, was geschehen sein musste, dass er sich auf der Flucht befand, dass man ihn

eines Verbrechens bezichtigte und vor einem ganzen Land an den Pranger stellte. Ethan war der Mann, der mich früher vor Schmach und Einsamkeit bewahrt hatte. Wenn man damals mit dem Finger auf ihn gezeigt hatte, dann gewiss nicht, weil er sich etwas zuschulden hatte kommen lassen, sondern weil alle ihn bewunderten.

Ethan Shaw. Der bekannteste Name an der Highschool von Drysden, Colorado. Der Kapitän des Footballteams. Der beste Tennisspieler des Bundesstaates in seiner Altersklasse. Ich war vierzehn, als ich ihn kennenlernte. Die Scheidung meiner Eltern hatte zur Folge gehabt, dass ich den wohlhabenden Vorort von Washington verlassen musste. Das kleine Städtchen Drysden, in das es meine Mutter und mich verschlug, empfing uns in seiner ganzen Banalität und Anonymität. Gleichförmige, hässliche Häuser, langweilige Vorgärten, einheitliche Straßenzüge. Ein paar Amtsgebäude (Polizei, Rathaus), Restaurants, drei Kinos, ein großes Einkaufszentrum. Zwei Highschools, darunter meine, die Franklin Highschool.

Ich werde niemals erfahren, warum die Wahl meiner Mutter auf Drysden gefallen war. Wahrscheinlich wollte sie sich von allem lossagen, was das Leben mit meinem Vater in Washington ausgemacht hatte. Meine Mutter war in Colorado aufgewachsen, allerdings war ihre Heimatstadt Boulder im Vergleich zu Drysden ein Ausbund an Schönheit und Kultur. Sie hatte eine Stelle als Verkaufsleiterin in einem EDV-Unternehmen gefunden, und nur zwei Tage später räumten wir unsere Sachen in die weißlichen Schränke eines in aller Eile gemieteten Hauses.

Nach zwei weiteren Tagen begann für mich – mitten im Winter – das Schuljahr in der neuen Umgebung.

Es war der 3. Dezember. Es war kalt. Ich hatte keine Lust, das Gebäude zu betreten, und drückte mich an der Treppe zum Eingang herum. In dem

Moment, als die Schulglocke schrillte und ich mich widerwillig in Bewegung setzte, trat ein Autofahrer etwa fünfzig Meter vor der Schule voll auf die Bremse. Ein junger blonder Mann sprang aus dem Wagen und näherte sich mit schnellen Schritten. Die wenigen Nachzügler, die noch am Eingang standen, drehten sich zu ihm um. Es war Ethan Shaw, wie ich später erfahren sollte. Ich war fasziniert von seiner Schönheit, und gleichzeitig überfiel mich ein Gefühl von Scham.

Wenn ich heute an den armen vierzehnjährigen Adam zurückdenke, der angesichts der übernatürlichen Erscheinung eines sportlichen blonden Teenagers wie vom Donner gerührt auf der Treppe stehen blieb, scheint es mir, als wiederholte sich die Geschichte. Auch der erwachsene Adam erstarrte, als die Bilder am Times Square aufleuchteten, wie damals verschlug es ihm vor Erstaunen die Sprache beim Anblick des heldenhaften und zugleich bösen Ethan Shaw.

Der junge Ethan lief damals an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, und verschwand im Innern des Schulgebäudes.

Es folgten weitere Begegnungen. Beim Footballmatch am 22. Januar. Ich hatte mir noch nie eine Partie angesehen, weder im Fernsehen noch auf dem Spielfeld. Es interessierte mich einfach nicht. Aber was in Washington niemanden gestört hatte, war in Drysden nicht möglich. Die ersten Wochen an der neuen Schule glichen einer langen Stille, kaum jemand wechselte ein Wort mit mir. Binnen weniger Tage hatte man mich begrüßt, begutachtet und mit gelangweilter Herablassung wieder fallen lassen. Eine frühe Einsicht in die Korruption zwischenmenschlicher Beziehungen, da auch der Umgang mit meinen Kameraden in Washington nicht unproblematisch gewesen war, ließ mich die Notwendigkeit meiner Anwesenheit bei dem hochheiligen Spiel vom 22. Januar spüren. Ich stand

bereits im Abseits, ich konnte zum Feind werden, wenn ich mich absonderte.

Was für einen Nervenkitzel allein die Erwähnung des Ereignisses bei meinen Mitschülern hervorrief! Der verhasste Rivale, die Holy Names Academy aus Beckley, würde gegen die Mannschaft der Franklin Highschool antreten! Es ging um nichts weniger als die Ehre der Schule, der Stadt, des Landes. Die Begegnung sollte am Samstag stattfinden, und jeder hatte sich gut vorzubereiten, um die Franklin-Krieger würdig zu unterstützen. Ich merkte, wie sich ein Feuerring formierte, und mir war klar, dass jeder, der außerhalb dieses Rings stand, zum Feind erklärt werden würde. Ich sah keine Möglichkeit zum Rückzug. Solche Rudel widerten mich an, aber ich hatte nicht die Kraft, ihnen die Stirn zu bieten. Dahinter steckte keine Feigheit: nur eine realistische Einschätzung der Mehrheitsverhältnisse. Und war ich nicht seit Langem gezwungen, mich zu verstecken?

Also spielte Adam seine Rolle. Er hörte sich aufmerksam die Prognosen an, zeigte sich erfreut darüber, dass die Spitzenleute des Teams in Topform waren, nickte, wenn über die verschiedenen Spielstrategien gefachsimpelt wurde, und mischte sich am 22. Januar unters Publikum.

Aber was war an diesem Tag los mit dem armen Adam? Warum schlug sein Herz so schnell? Wieso war er mit solcher Begeisterung dabei, dass er genau wie die anderen herumbrüllte? War es das Animalische der Situation? Wahrscheinlich.

So viele junge Männer, so viel Rohheit, das Gegröle der Menge, die Sprints zum Tor, immer wieder gebremst durch Hindernisse, all das hatte etwas Erregendes, auch ich ließ mich davon mitreißen. Hinzu kam meine nicht ganz unschuldige Begeisterung für den Kapitän, der in eng

anliegender Kampfuniform, einen Helm auf seinem blonden Kopf und mit Schulerschützern, die ihm eine breite Statur gaben, über das Feld rannte.

Im Grunde vergötterte ihn jeder. Seine Sprints sorgten für hoffnungsfrohen Jubel, und wenn er stürzte, ging ein entsetztes Raunen durch die Reihen. Er war der Kapitän dieser Mannschaft, ihr Aushängeschild, ihre Seele. Und vor allem war er das Wahrzeichen der Franklin Highschool, in ihm wollten wir uns alle wiedererkennen (und dieses *Wir* war an jenem Tag tatsächlich nicht nur eine Rolle, die ich spielte). Er war unser Stolz. Er repräsentierte uns. Waren wir schwach, ängstlich? Er sorgte dafür, dass wir über uns hinauswuchsen. Er verkörperte uns, in anderer Gestalt.

Ich feuerte ihn lautstark an bei seinem triumphalen Lauf. Wie die anderen schrie ich: »Ethan! Ethan!« Er sah nicht einmal mehr auf, so sehr war er an Beifall gewöhnt. Am Ende gewann unser Team das Match. Natürlich, denn wir hatten unseren Halbgott.

Wie erholt man sich von solchem Ruhm? Unter den Gründen, die zu Ethans Tragödie geführt haben mochten, kann ich den maßlos umschwärmten Jugendlichen nicht außer Betracht lassen. Er war Herr über eine Miniaturgesellschaft. Sein Name war in aller Munde. Sein Körper vollbrachte Heldentaten. Die Mädchen himmelten ihn an, die Jungen verehrten ihn. Die Masse fühlte sich auf primitive Weise zu ihm hingezogen, wie zu einem Führer. Derart gefeierte Teenager sind ein Schmelztiegel für die größten Erfolge und die härtesten Niederlagen.

In der Chronologie unserer Begegnungen ist auch der 20. Februar vermerkt. Das Datum steht nicht etwa für ein weiteres Ereignis, dem ich als Fan beiwohnte, sondern für den Tag, mit dem alles begann, an dem er mich ansprach. Es schneite. Seidenweiche Schneeflocken fielen sanft auf die Erde, wie in einem Märchen. Auf dem Weg zur Schule begleitete mich

eine ungewohnte Ruhe, alles war wie in Watte gehüllt, Drysden zeigte sich mir von einer neuen Seite. In einer Unterrichtspause suchte ich mir eine stille Ecke in der Kantine, die um diese Uhrzeit leer war, und kramte ein Buch aus meiner Tasche.

In dem Moment schwang die Tür auf, und Ethan kam herein. Er steuerte geradewegs auf die Küche zu, bestimmt wollte er noch etwas zu essen abstauben, ihm konnte man nichts abschlagen. Doch dann entdeckte er mich, neugierig trat er näher.

»Was liest du?«

Ich deutete auf den Umschlag des Buchs: *Der Tod des Iwan Iljitsch* von Tolstoi, eine Erzählung aus der späten Schaffensperiode, als der Autor der Meinung war, der Westen sei auf dem falschen Weg und der Mensch lebe nicht so, wie er sollte. Ein Pessimismus, der sich perfekt mit meinen jugendlichen Gewissheiten deckte.

Ethan streckte den Arm aus, und dieselbe Hand, die sonst die enormen gegnerischen Quarterbacks beiseitestieß, griff nun behutsam nach meinem Buch.

»Tolstoi? Ich habe mal versucht, *Krieg und Frieden* zu lesen. Fand ich gut, habe aber trotzdem irgendwann aufgehört. Zu lang«, fügte er hinzu, und beinahe schüchtern gab er mir den Band zurück.

»Bist du neu hier?«

Ich brachte kein Wort über die Lippen. Nickte bloß.

»Seit wann?«

»Seit Dezember«, krächzte ich.

»Woher kommst du?«

»Aus Washington.«

Er verzog das Gesicht.

»Und jetzt bist du bei den Bauerntrampeln gelandet.«

Ich schüttelte den Kopf.

Er warf einen Blick Richtung Küche.

»Ich besorg mir mal was zu essen ... und lass dich weiter deinen Tolstoi lesen.«

Als er mit einem Stück Käse in der Hand zurückkam, errötete ich. Ich wollte unser Gespräch unbedingt fortsetzen. Etwas linkisch, aber tapfer wagte ich einen Vorstoß.

»Du spielst doch Tennis. Oder?«, schob ich hölzern hinterher.

Er lächelte, vielleicht über meine Unbeholfenheit.

»Ja.«

»Ich bin nämlich ein großer Tennisfan.«

Was nicht stimmte. Aber was hätte ich nicht alles gesagt, um ihm zu gefallen.

»Kannst du spielen?«

»Ich habe vier Jahre lang gespielt«, sagte ich und richtete mich unwillkürlich auf.

»Das muss ja nicht viel heißen«, sagte er lachend.

Es war ein warmes Lachen. Ich fühlte mich gleich weniger befangen.

»Ich spiele nicht besonders gut«, gab ich zu.

Mir schien, er musterte mich. Aber im Gegensatz zu den anderen, die mich schnell aussortiert hatten, tat er es mit Wohlwollen. Menschen, die vom Schicksal mit Gaben verwöhnt sind, strahlen oft so eine Güte aus. Sie werden zu sehr verehrt, als dass sie Bitterkeit entwickeln könnten, und entweder steigt ihnen das zu Kopf, oder aber sie haben ein großes Herz.

»Du kennst hier niemanden, oder?«

»Nein.«

Er zögerte.

»Hol mich morgen um achtzehn Uhr nach dem Training ab. Dann spielen wir eine Runde.«

Als ich aus der Schule nach Hause kam, stürzte ich sofort in die Garage, um meinen Schläger auszugraben, der in einem der Umzugskartons steckte. Seit Juni hatte ich ihn nicht mehr in der Hand gehalten. Ich stellte mich vor die Hauswand und begann, ein paar Bälle dagegen zu spielen. Erst übte ich Vorhandschläge aus zwei Meter Entfernung, dann bewegte ich mich immer weiter von der Mauer weg und versuchte, den Ball zu halten. Wie gerne wäre ich besser gewesen und hätte diese plumpe, feindselige Filzkugel unter meine Kontrolle gebracht, aber immer flog sie zu tief, zu hoch oder zu schnell durch die Luft, dauernd entwischte sie mir oder landete irgendwo fernab.

Am nächsten Tag war ich ein wenig früher als verabredet am Tennisplatz. Ich wollte Ethan nicht wie ein Groupie beim Training beobachten, andererseits verbot sich jede Verspätung von selbst.

Noch ehe ich die Halle betrat, hörte ich die harten Schläge. Kraftvoll und präzise zischte die gelbe Kugel zwischen Ethan, in weißen Shorts und weißem T-Shirt, und seinem Trainer über das Netz. Offenbar übte Ethan Volleys. Immer wieder rannte er von der Grundlinie nach vorn und nahm die kurzen Bälle mit einem Slice. Ich kannte mich im Tennis gut genug aus, um sein Niveau beurteilen zu können, besonders beeindruckte mich die Ästhetik seines Spiels, die Eleganz seiner einhändigen Rückhand.

Am Ende des Trainings schlenderte er zu der Bank am Rand, um sich das Gesicht mit einem Handtuch zu trocknen. Ich ging zu ihm hin. Als er mich sah, rief er:

»Ah, da ist ja unser Tolstoi! Geh rüber auf die andere Seite, ich spiel dir ein paar Bälle zu.«

Mit klopfendem Herzen lief ich auf die andere Seite des Platzes. Armer Adam, so jung, so schüchtern ... Armer und glücklicher Adam, dass er solche starken Gefühle erleben durfte!

Der erste Ball segelte in einem sanften Bogen zu mir herüber, trotzdem erschien er mir wie eine Prüfung der Götter. Er kam über das Netz, sprang auf und flog auf mich zu. Ich versuchte, mich so hinzustellen, wie man es mir beigebracht hatte, mit einem Fuß nach vorn, und holte zu einem Vorhandschlag aus.

Der Ball ging ins Netz.

Noch nie hat mich ein Fehler so geärgert. Ethan gab mir eine Chance, und ich verpfuschte sie. Aber schon kam der nächste Ball angeflogen. Noch völlig benommen von meinem ersten Patzer, reagierte ich zu spät, auf wundersame Weise jedoch erwischte ich ihn und spielte ihn auf die andere Seite, wo Ethan ihn mit einer Vorhand, so geschmeidig wie der draußen fallende Schnee, retournierte. Ich wiederum antwortete mit einer beidhändigen Rückhand, meinem stärksten Schlag, der die anerkennende Zustimmung des Champions fand. Ich schäumte über vor Freude, jagte nun jedem Ball hinterher, einsatzbereit, bis mir das Herz explodieren würde, berauscht von dem Gefühl, dem Tenniscrack zu gefallen.

Nach zehn Minuten trat Ethan ans Netz. Ich tat es ihm gleich. Obwohl er nur zwei Jahre älter war als ich, kam er mir schon sehr erwachsen vor, sowohl hinsichtlich seiner Statur als auch was sein Standing anbelangte. Er lächelte mich an und strubbelte mir wie einem Kind durchs Haar.

»Du bist super gelaufen. Wenn du Lust hast, komm doch öfter nach dem Training vorbei. Dann schlagen wir ein paar Bälle.«

Seit dieser Begegnung habe ich es an der Universität und im Berufsleben zu einigem Erfolg gebracht. Aber kein Lob, keine

Anerkennung war mir je so wertvoll wie die Geste, mit der Ethan mir durchs Haar fuhr.

Und dieser Mann sollte schuldig sein? Dieser Mann sollte ein sechzehnjähriges Mädchen vergewaltigt und ermordet haben?

2

Vielleicht hätte es nicht einen solchen Aufruhr gegeben, wenn dem Mord nicht eine Serie von Ereignissen vorausgegangen wäre. Ich weiß nicht, was mit den Amerikanern los war, mit den Menschen im Allgemeinen, sie schienen verrückt geworden zu sein. In den Monaten zuvor war es an drei Universitäten und an fünf Schulen zu einem Blutbad gekommen: Jugendliche marschierten mit Sturmgewehren auf den Campus und töteten. Wie beim Scheibenschießen. Stumme, leidenschaftslose Wesen, die ihren mörderischen Job erledigten und sich, den Ermittlern zufolge, auch anschließend in Schweigen hüllten. Nichts erklärten. Im Fernsehen, in den Zeitungen, überall im Internet war die Rede von den Toten. Wenn man das hörte oder las, bekam man das Gefühl, kaum mehr zu einem Waldspaziergang oder einem Stadtbummel vor die Tür gehen zu können, ohne umgebracht zu werden. Keiner wusste, ob das stimmte. Falsches und Wahres vermischten sich. Aber was war falsch, was wahr? Man hatte viel über den willkürlichen und anonymen Mord an einer alten Frau debattiert, der irgendwer, wie beim Taubenschießen, eine Kugel in den Kopf gejagt hatte, während sie die Blumen auf ihrem Balkon goss. Später las ich, dass dieser Mord nur ein Gerücht gewesen sei. Schließlich rollte die *New York Times* den Fall noch einmal auf, untersuchte, was es mit dem Gerücht auf

sich hatte, und kam zu dem Ergebnis, dass die alte Dame auf dem Balkon sehr wohl getötet worden war.

In den meisten Fällen wurde nie ein Schuldiger gefunden. Tag für Tag starben Männer, Frauen, Kinder, niedergemäht von einer namenlosen Plage, sodass sich in der Bevölkerung das Gefühl breitmachte, man habe es mit einer gewaltigen Katastrophe zu tun. Niemand konnte begreifen, warum die Täter so herumwüteten, warum Unschuldige zur Zielscheibe wurden. Und besonders seltsam und beängstigend war, dass es, abgesehen von den verschwiegenen Amokläufern, keine Tatverdächtigen gab. Was ging da vor?

Manche Leute behaupteten, wir seien wie Tiere, die sich wider die Natur verhalten, wenn sie ihren Lebensraum bedroht sehen oder im Sterben begriffen sind. Sie drehen sich dann im Kreis, fliehen und fressen sich gegenseitig auf, aus lauter Wut, weil ihr Instinkt das nahende Ende erfasst hat und sie nicht wissen, wie sie dem entkommen können.

Jeden packte das Misstrauen, Zwietracht schlich sich in die Herzen und Seelen. *Nicht alle mussten sterben, aber jeder war betroffen.* In Amerika griff eine Epidemie des Argwohns und der Feindseligkeit um sich. Wir konnten spüren, wie sich die Katastrophe zusammenbraute, doch vielleicht war sie auch nur eine Einbildung, geschürt durch die Morde und die alarmierende Berichterstattung. Vielleicht versetzte uns die anhaltende Flut von Kommentaren sogar mehr in Angst und Schrecken als die Taten selbst. Und unterdessen versuchten wir unser Leben weiterzuleben.

Ethan hatte das Pech, nach dieser Schreckensphase am Pranger zu stehen. Diesmal musste man nicht zusehen, wie geisterhafte, maskierte Gestalten in Batman-Aufmachung und unter Drogen einen vollen Kinosaal stürmten und losballerten. Es gab keinen anonymen Täter, dem es gelang unterzutauchen. Sie hatten Ethan Shaw, den einstigen Halbgott; und sein

Opfer, Clara Montes, würde als besudelte und getötete Unschuld die Herzen Amerikas erobern. Die handelnden Personen standen fest, die Fantasien konnten sich entspinnen, Gewalt sich Bahn brechen. Ich habe irgendwo gelesen, dass man sich eine Gesellschaft wie ein großes Tier vorstellen kann, das brüllt und beißt, und dass die Leidenschaften, von denen es getrieben ist, die Wucht von Wirbelstürmen haben. Genauso war es.

Ich kenne Ethan Shaw, oder zumindest habe ich ihn früher gekannt, und er hat nichts mit dem Mann zu tun, über den man sich tausend-, zehntausend-, millionenfach ausließ, den man öffentlich bloßstellte, sezierte, in den düstersten Farben darstellte, verzerrte.

Mit den leuchtenden Werbetafeln am Times Square traten auf einmal andere Ethan Shaws in Erscheinung als der, an den ich mich erinnerte. Und als ich mein Handy aus der Tasche zog, um mehr über die Sache in Erfahrung zu bringen, gesellten sich immer neue Gestalten hinzu. Sie gruppierten sich unter dem einen Namen: Ethan Shaw. Ansonsten ... Gierige Journalisten, Blogger, Kolumnisten, Kommentatoren stürzten sich auf die brisanten und blutigen Details. Und fantasierten sich ihren Ethan Shaw zusammen.

Niedergeschlagen ging ich nach Hause. Von einer fast perversen Neugier gepackt, schaltete ich den Fernseher ein. Sofort sprangen mir überladene Bilder, grelle Farben und aufgeregte Stimmen entgegen.

Ich kannte meine Journalistenkollegen nur zu gut. Auch wenn die Nachrichten sich vorläufig im Kreis drehten, recherchierten sie in jede Richtung weiter, und schon bald würde alles Mögliche ans Tageslicht kommen. Während ich auf das Bild von Ethan starrte, das ich schon am Times Square gesehen hatte – ich konnte mir seine Existenz einfach nicht erklären, wo sollte es entstanden sein? –, überkam mich immer deutlicher

das Gefühl, dass ich Zeuge eines Prozesses der Enteignung wurde: Die unzähligen Bilder, die man von Ethan zeigte, sorgten dafür, dass seine wahre Identität dahinter verschwand. Er wirkte hohl, wie eine schillernde Maske des Schreckens, die den Hass der aufgebracht Menge anstachelte. Sie würden Jagd auf ihn machen, ihn finden und töten, aber es war Augenwischerei, die Gestalt, der sie hinterherjagten, war eine Illusion. Ich stellte seine Schuld nicht in Abrede, das war es nicht. Aber ich bestritt die Wahrhaftigkeit des Menschen, den man überall auf den Bildschirmen erschuf. Der Ethan Shaw, den man in Dauerschleife präsentierte, war eine Fiktion. Der echte Ethan war ein Teenager aus Drysden, der mit mir Tennis spielte.

Ich muss wohl nicht erwähnen, dass ich in jener Nacht kein Auge zutat. Ich war wieder in Drysden.

3

Ich sage nicht, dass man die Menschen in seinem Umfeld wirklich kennt. Ich sage nicht, dass Ethan unschuldig ist. Aber der Mann, den man nun tagaus, tagein beschrieb und analysierte, war nicht Ethan Shaw. Das weiß ich. Ich leugne nicht, dass auch mir ein Teil von ihm verborgen geblieben sein mag. Wer durchschaut ein anderes Wesen schon bis ins Letzte? Wer kann behaupten, dass der andere niemals töten würde? Trotzdem entsprach Ethan nicht dem, was man über ihn berichtete.

Das Erste, was ich mit ihm verbinde – und ich unterschätze dabei nicht die weichzeichnende Kraft der Nostalgie –, ist Leichtigkeit. Er hatte etwas Ungezwungenes an sich, zumindest nach außen hin, das sich auf dem Tennisplatz ebenso wie auf der zwischenmenschlichen Ebene offenbarte. Etwas Geschmeidiges. Er tat alles mit größter Natürlichkeit. War im Einklang mit sich selbst und deshalb auch mit anderen. Ich nehme an, dass es den meisten Menschen, die beliebt sind, so geht. Er war stets umringt von Leuten, und immer wirkte er gut gelaunt, wenn er sich mit ihnen unterhielt. Er ging mit vielen Mädchen aus, was ebenfalls ganz normal schien, und wenn er mit ihnen Schluss machte, waren sie ihm nicht böse und blieben mit ihm befreundet. Er wollte sich nun mal nicht binden, das war alles, er war ein Frauenheld, und mehr verlangte niemand von ihm.

Jahre später habe ich im Fernsehen *The Way We Were* gesehen, einen alten Film von 1973 mit Barbra Streisand und Robert Redford, ein Klassiker von Sydney Pollack. Als ich den jungen Redford über den Campus laufen sah, hatte ich unwillkürlich Ethan vor Augen, mit seiner blonden Mähne und seiner eleganten Art, sich zu bewegen. Ein Freund von mir war an dem Abend zu Besuch, und wahrscheinlich hätte er lieber etwas anderes gemacht, als mit mir vorm Fernseher zu sitzen. Aber nach der ersten Szene mit Hubbell-Redford kam ich nicht mehr los von dem Film, ich beugte mich vor, ja, da war Ethan, die Vergangenheit wurde wieder lebendig, alle, die seit meiner Jugend aus meinem Leben verschwunden waren, tauchten plötzlich auf dem Bildschirm auf, selbst die kleine Stadt Dryden.

The Way We Were erzählt die Liebe von Katie, einer jungen militanten Kommunistin, kompromisslos und nicht sehr hübsch, und Hubbell, einem gut aussehenden, sportlichen, umschwärmten Studenten. Ich habe mir den Film nie ein zweites Mal angeschaut, aber soweit ich mich erinnere, ging es um die Verbindung dieser beiden völlig unterschiedlichen Menschen im Amerika der Fünfzigerjahre. Und vor allem ist mir im Gedächtnis geblieben, dass Hubbell Ethan nicht nur äußerlich ähnelte, auch sonst war er sein getreues Abbild, nur etwas älter. In Hubbells Leichtigkeit steckte eine Schwäche, die ihn korrumpierbar machte, und so, wie die Filmfigur nach der Veröffentlichung eines einzigen kleinen Romans als Drehbuchautor für Fernsehspiele endet, vermutete ich, würde es auch Ethan ergehen. Ich weiß nicht, wieso ich das von jemandem dachte, den ich früher so verehrt und bewundert hatte, der ein Held für mich gewesen war. Tatsache ist, dass ich hinter Ethans Schutzpanzer aus Verführung und Stärke unbewusst einen Riss wahrgenommen hatte, und nun, da ich erwachsen war, lag es für mich auf der Hand: Ethan würde an seiner eigenen Schwäche zerbrechen, genau wie Hubbell.

Als Jugendlicher konnte ich das noch nicht begreifen, nicht einmal in Betracht ziehen. Dem komplexbehafteten, einsamen Jungen, der ich war, war plötzlich ein in jeder Hinsicht gegensätzliches Wesen erschienen, ein unbeschwerter, kraftvoller junger Mann, dem seine Schönheit und Ausstrahlung eine besondere Macht verliehen. Sobald ich den Klassenraum in den Pausen verließ, suchte ich seine Nähe. Natürlich hätte ich mich nie getraut, mich zu ihm zu gesellen, er stand immer mit seinen starken, großmäuligen Freunden zusammen, die mich bestimmt wie Luft behandelt hätten, wie alle anderen. Aber ich hielt Ausschau nach ihm, und wenn er in Sichtweite war, überfielen mich jedes Mal gemischte Gefühle aus Glück und Scham.

In meinem ersten Frühling an der Franklin Highschool fand ein Turnier statt, das trotz seines großen Erfolgs nicht wiederholt wurde. Die Schüler des letzten Jahrgangs organisierten Softball-Meisterschaften. Fragen Sie mich nicht, wer auf diese Idee gekommen war, ich weiß es nicht, niemand brüstete sich damit. Mit Kreide malten wir das Spielfeld auf den Hof, holten Stühle, um das Netz dazwischen zu spannen. Es wurden Einzel und Doppel gespielt, immer bis einundzwanzig Punkte, wie beim Tischtennis. Und beinahe die ganze Schule schaute zu, wenn ein Match stattfand. Jeder konnte an diesem Turnier teilnehmen, da man nicht besonders viele technische Voraussetzungen mitbringen musste, es ging mehr um Beweglichkeit und Tempo. Teenager, die noch nie in ihrem Leben einen Schläger in der Hand gehalten hatten, droschen einfach drauflos, der Ball flog hoch durch die Luft, ging aber nicht ins Aus, sodass der Gegner losstürzen musste und ihn dann genauso ungestüm zurückspielte. Am Ende schüttelten die Spieler einander wie die Profis am Netz die Hand. Damals, bevor die Europäer die Tenniswelt endgültig

eroberten, hatte Amerika noch seine großen Stars wie Sampras oder Agassi.

Ethan machte das Turnier sichtlich Spaß. Natürlich gewann er alle Matches. Und natürlich war ich stolz auf seinen Triumph, auch wenn ich es nicht zeigte. Es war seltsam, ein Glücksgefühl, das stärker war, als wenn ich selbst gewonnen hätte. Ethan verkörperte das Ideal all dessen, was ich nicht war, niemals werden konnte, aber die Rolle des glühenden Fans genügte, um mir ein Erfolgserlebnis zu verschaffen: Ich war glücklich, jemandem meine Bewunderung entgegenzubringen.

Irgendwer schlug Ethan vor, ein Doppel zu spielen. Auf der Suche nach einem Partner wanderte sein Blick durch die Reihen und blieb schließlich an mir hängen, der ich in banger Erwartung zu ihm hinsah.

Er wählte mich aus.

Ich war jünger, ich wurde verachtet, und *das Gerücht* kursierte bereits, aber er wählte mich aus. Ich hatte Angst, der Herausforderung womöglich nicht gewachsen zu sein, trotzdem trat ich vor, griff nach einem Schläger und ging zu ihm. Er sagte, ich solle mir keine Sorgen machen, wir würden gewinnen. Unsere Gegner waren zwei Riesen, die man eher auf einem Basketballfeld vermutet hätte. Ich stellte mich vorn ans Netz, und Ethan schlug auf: Normalerweise ließen sich Schaumstoffbälle kaum mit Effet spielen, nur auf einen Slice reagierten sie, und so eröffnete Ethan die Begegnung gleich mit einem Ass. Beim zweiten Aufschlag wendete er dieselbe Technik auf der anderen Seite an, und ich musste dem unbeholfenen Riesen, der mir gegenüberstand, dann nur noch einen Volley direkt vor die Füße spielen. Ethan klopfte mir anerkennend auf die Schulter, und ich lächelte. Wir holten die ersten fünf Punkte. Dann, als der Riese Aufschlag hatte, wurde es etwas schwieriger, aber ich verwandelte mich auf einmal in einen echten Softtennis-Crack, was eine Qualifikation

von fragwürdigem Interesse im Leben sein mag, an diesem Frühlingsmorgen auf dem Franklin-Campus jedoch war sie das A und O.

Es gelang mir, mehrere Bälle erfolgreich zu verwandeln, indem ich sie meinem Gegenüber zwischen die Beine oder, für ihn unerreichbar, auf der Außenlinie platzierte, ich scheute nicht davor zurück, tief in die Trickkiste zu greifen. Und außerdem war Ethan an meiner Seite. Wir gewannen das Match mit einundzwanzig zu elf Punkten: Wie könnte ich dieses Ergebnis vergessen? Und wie könnte ich vor allem vergessen, dass Ethan mich am Ende umarmte, zwar mit ironischer Theatralik und übertriebener Freude, aber für einen kurzen Moment gab diese Geste einem Gefühl Raum, das mich zutiefst verwirrte. Ich nahm seinen Geruch wahr, spürte seine Haut, die von der Anstrengung noch glühte, und ich bin mir sicher, dass Ethan auch aufgeregt war, als er den Arm um mich legte, was er jedoch mit seinem aufgesetzten Pathos vor den anderen und vor sich selbst überspielen wollte.

Wir schüttelten unseren Gegnern die Hand, es war der schönste Tag meines Lebens. Das denke ich noch heute. Nichts reicht an diese ersten Gefühlswallungen heran. In späteren Jahren ist die Seele zu vielen Strapazen ausgesetzt, um das Leben in seiner Herrlichkeit genießen zu können.

Das Intermezzo rettete mich nicht. Es verschaffte mir aber immerhin eine Atempause. Wenn Ethan mit mir Tennis spielte, konnte *das Gerücht* nicht stimmen. Dass es trotzdem der Realität entsprach, wollte ich damals nicht sehen. Ich kannte mich selbst noch zu wenig, womöglich ahnte ich es, ohne es mir einzugestehen, denn tief in meinem Innern regte sich unter einer Schicht aus Uneingestandenem, aus Zweifeln und Ablehnung eine Art Wahrheit, die ans Licht drängte. Und diese Wahrheit erkannten andere deutlicher als ich. Ich kann mir ungefähr vorstellen, wann es